

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 45.

Siebenter Jahrgang.

7. November 1863.

Ein Tadel.

Bu deinem Lob ist alle Welt bereit.
Wem sollte nicht des ersten Blicks Entzücken
Dein süßes Bild tief in die Seele drücken?
Du Wunder aller Liebenswürdigkeit!

Wo du erscheinst, erblühet Heiterkeit;
Ein einziger von deinen süßen Blicken
Vermag den Kernsten dauernd zu beglücken;
Beschant durch dich, erröthet selbst der Neid.

Und doch muß ich dich eines Makels zeihen,
Zu deinem Lobe auch den Tadel reihen,
Und Schatten zeigen, wo nur Licht erschien:

O Ueberreiche! der so viel beschieden;
Nimmst du nicht ungenügsam, unzufrieden,
Die Ruhe Aller, die dir nahen, hin?

J. E. Hilscher.

In dem schönen Hause.

Wer so glücklich sein und in so herrlicher Wohnung leben dürfte," sagten Viele, die vorübergingen und das schöne Haus betrachteten. „Diese hohen hellen Fenster mit den prächtigen Vorhängen dahinter, die grünumrankten, mit auserlesenen Gewächsen verzierten Altane und geschmackvollen Ornamente. Es müssen reiche, beneidenswerthe Menschen sein, die dort wohnen; die Glücklichen!“

Und wirklich, der Besitzer des Hauses war einst ein glücklicher, reicher Mann. Die ganze Stadt, obwohl es eine sehr große war, wußte davon zu erzählen, wie er, ein einfacher Handwerker, sich durch eisernen Fleiß, durch Kenntnisse und glückliche Spekulationen nach und nach ein so bedeutendes Vermögen erworben, daß er zu den Begütertesten der Stadt zu zählen war. Damals kaufte er das schöne Haus und führte eine junge Frau hinein, während seine umfangreiche Fabrik in den alten Räumen fortgeführt wurde. Seitdem waren aber schon viele Jahre vergangen und er bewohnte jetzt die Parterre-Wohnung des schönen Hauses, während er früher den ersten Stock inne gehabt.

Der Abend dunkelte nur erst, der unablässig sich fortrollende Menschenstrom wogte noch in summender Geschäftigkeit

vorüber, aber in dem ersten Stockwerk und zu ebener Erde sind die Fenster des schönen Hauses schon hell erleuchtet.

In dem geräumigen Wohnzimmer des Hausbesizers flammen auf silbernen Kandelabern Wachskerzen, ruht die kostbar gekleidete Hausfrau unthätig im weichen Fauteuil, prüfen vor hohen Spiegeln zwei junge Mädchen ihre artige Erscheinung, ihre reiche Toilette. In dem Kabinet, dessen Thüre nur halb geöffnet, steht indeß der Hausherr am einfachen Arbeitspult und rechnet. Die eine Hand schreibt eifrig Zahlen neben Zahlen, die andere stützt das ergraute Haupt des Mannes. Er legt nach einer Weile die Feder nieder und drückt auch die zweite Hand an die Stirn, beugt, das sorgenvolle Angesicht tiefer und tiefer, als ob er nichts von der Welt mehr sehen und hören wolle. So steht er da, lange, lange. Die Damen im Nebenzimmer plaudern lustig fort, von Bällen und Konzerten, von zukünftigen Badereisen und den neuesten Moden, alberne Sachen durcheinander, nichts des Hörens werth.

„Papa, die Equipage ist da, bist Du noch nicht fertig?“ „Väterchen, wir versäumen sicher die Ouvertüre!“ rufen schon mehrere Male ungeduldig die Töchter; „Johann, meinen türkischen Shawl!“ befiehlt herrlich die Frau Mama dem in reicher Livree harrenden Diener.

„Fahrt nur,“ antwortet des Vaters sonderbar gedämpfte Stimme, „ich komme später nach;“ und während seine Frau und Töchter gedankenlos in eitler Vergnügungssucht sich in einer Loge des ersten Ranges bewundern und beneiden lassen, seufzt der Mann daheim, in bitterem Gram: „Unsinnsige Verschwendung, thörichtes Nachgeben; wohin, wohin habt ihr mich gebracht? Noch eine kurze Zeit und all das redlich Erworbene ist dahin! O, daß ich nie mehr das Tageslicht schaute, daß diese Nacht die letzte meines Lebens wäre!“

„So werden Sie heute Abend unseren Kreis durch Ihre Gegenwart erfreuen? Ich bat Sie oft schon vergebens darum,“ sagte die junge schöne Frau des reichen Banquiers, der die fürstlich eingerichteten Räume des ersten Stockes in dem schönen Hause bewohnt, indem sie mit anmuthigem, heißen Erröthen den Eingetretenen begrüßt. „Nein, gnädige Frau,“ erwiedert der junge Mann, und seine Stimme klingt traurig, sein Angesicht ist sehr bleich. „Ich kam nur, um Ihnen Lebewohl zu sagen. In der nächsten Morgenfrühe reise ich, und lehre nie mehr wieder.“

„Nie mehr wieder?“ wiederholt fast tonlos die junge Frau. „Und wohin gehen Sie?“

„Nach der Heimat, gnädige Frau, ich hätte nie hierher kommen sollen.“

Die junge Frau stützt sinnend das holde Haupt und zerpfückt träumerisch den Strauß seltener Blüten, die die Krystallvasen vor ihr füllen. Ist's eine Thräne, die ihr Auge in so feuchtem Glanze schimmern läßt? Beide schweigen, der Gast erhebt sich.

„So gefällt es Ihnen gar nicht hier, in der schönen, großen Stadt?“ fragte sie leise.

„Ich ertrage nicht länger die übernommene Aufgabe,“ entgegnete er heftig, mit unterdrücktem Schmerz in der Stimme. „Es ist zu viel!“

„Sie haben, denke ich, nur zwei Knaben zu unterrichten und die gräfliche Familie liebt und achtet Sie sehr.“

„Ja wohl, die Arbeitslast trägt sich schon, aber so nebenher trage ich noch ein tiefes Weh und das, Marie, das wurde mir gar zu schwer.“

Marie legt verhüllend die zarte Hand über die Augen. Strahlende Edelsteine flimmern an derselben, aber sie zittert sichtbar.

„Haben Sie noch irgend einen Auftrag für mich?“ fragt der junge Mann, sich wieder fassend.

„Ja, o ja,“ entgegnet sie nun hastig und wendet ihm ein todtens bleiches Angesicht, ein schmerzgefülltes Auge zu. „Grüßen Sie mir die Heimat, die liebe, süße! Grüßen Sie mir das kleine, verödete Vaterhaus, die Linde in unserm Garten und vor allem die Gräber meiner Eltern. O wäre ich schon bei ihnen!“ und ein Thränenstrom stürzt plötzlich unaufhaltbar über ihre Wangen.

Todtenbleich starrt der junge Mann sie an. „Um Gott, Marie, so sind Sie nicht glücklich, in dem selbstgewählten Lose? Auch das, auch das noch, großer Gott!“

„Ich glücklich? und das fragen Sie, Sie Arthur, der Sie mich seit meiner Kindheit kennen? Ja, ich habe mir selbst dieß Los gewählt in eitler Selbsttäuschung, in dem thörichten Glauben, Reichthum und Glück seien Eins. Ich zog den begüterten, aber herzlosen Mann, der meiner Schönheit huldigte, mir glänzenden Tand zu Füßen legte, dem bescheidenen Jugendfreunde vor, dessen edles Herz ich kannte, dessen Auge mir oft gesagt, daß ich ihm theuer, aber ich büße dafür, Arthur, ich büße entsetzlich. Ja, ich bin nun reich und doch unendlich arm, ich darbe schmerzlich, wie der ärmste Bettler, denn der Sonnenschein der Liebe fehlt meinem Leben, meinem Herzen und da ist alles todt, alles farblos, das Leben eine Last. Und nun gehst auch Du noch fort?“

Ein schwerer Seufzer entringt sich Arthurs Brust. Er athmet schwer und preßt die Lippen fest aufeinander, als fürchte er seine eigenen Worte. „Wenn Dir einst ein Freund fehlt,“ sagte er endlich mit schwankender Stimme, „Du weißt, Marie, ich bleibe Dir's für immer. Und wenn es Dir Frieden geben kann — ich vergab Dir längst, ich bete für Dein Wohl. Gott

behüte Dich!“ Er schließt ihre Hände fest in die seinen, drückt einen Kuß darauf, dann stürzt er hinaus.

Marie sieht ihm starren Auges nach, ein leiser Schrei zittert von ihren Lippen, sie sinkt in die Knie, verbirgt das Haupt in den Händen und weint so heftig, so heiß, als könnten die Thränen ihre Schmerzen ertränken. „Alles dahin, alles verloren auf immer und das Leben so kalt, so schwer! wie werde ich es nur ertragen?“ flüstern ihre bebenden Lippen.

Im zweiten Stocke des schönen Hauses war es ziemlich lange dunkel geblieben, aber jetzt flimmert auch dort Licht. Die größere Hälfte der Zimmer bewohnt ein Beamter mit Familie, die kleinere ein einzelner, alter Mann. In den Zimmern des Beamten geht es gar lebendig her, denn man gibt eine Abendgesellschaft. Man musizirt und soupiert, man ißt Cremes und Torten, man lächelt sich an, während man verstoßen gähnt, man amüsiert sich himmlisch und blickt doch unbemerkt nach der Uhr, ob die Stunde des Ausbruchs noch nicht gekommen. Und diese Stunde kam denn endlich auch und alle Gäste waren nun verschwunden.

„Gott Lob, daß ich das hinter mir habe,“ flüstert aufseufzend die Hausfrau, indem sie Gläser und Teller jorträumt, die Tische säubert und die Lichtreste sorgsam verwahrt.

„Es war sehr animirt, sehr nobel, höchst fein!“ sagt wohlgefällig der Hausherr und reibt sich, auf- und abgehend, die Hände. „Der Geheimrath schien sich sehr zu gefallen, ich bin überzeugt, er denkt meiner und schlägt mich recht bald zum Rechnungsrath vor. Es wird hübsch klingen, ganz hübsch: Herr Rath, Frau Rätthin!“

„Nun, und was ist dann?“ fragte die verständige, fast immer sanfte und stille Hausfrau, jetzt fast heftig zurück. „Sind wir denn um ein Haar breit besser daran? Werden unsere Verhältnisse durch den Titel geordneter, wird unsere Wäsche vollzähliger, oder die Miethe für diese, für unsere Verhältnisse viel zu kostbare Wohnung gedeckt? Ich begreife nicht, wie Dich der Hochmuth, der Ehrgeiz so verblenden können, Mann, wir leben doch wahrlich in Allem nur nach außen hin. Alles ist Schein, alles muß der Welt wegen so oder so sein und dabei ist für uns von keinem wahren Glück die Rede. Im Gegentheile, im Hause ist überall nur Noth und Sorge!“

„Das versteht Ihr Frauen nicht, Liebchen,“ sucht sie der Mann zu beruhigen. „Freilich ist in der Welt der Schein Alles. Nur immer den Schein gerettet. Wer nichts zu sein scheint, wird auch nichts, wer nichts zu haben scheint, bleibt. — Die Frau schüttelt schmerzlich das Haupt und hört die weiße Rede nicht zu Ende. Sie betritt das Schlafzimmer der Kinder, die da so friedlich schlummern, nicht ahnend, wie bang das Mutterherz ihrer Zukunft denkt.

„Es schien doch, als ob Jemand herauf käme,“ murmelt der alte Mann, der vor einem wurmfressigen Tische in dünnem fadenscheinigen Schlafrock eifrig mit dem Ordnen vieler Papiere

beschäftigt scheint. Er horcht ängstlich schleicht auf den abgetretenen Pantoffeln schlurrend an die Thür und untersucht Schloß und Riegel derselben. „Ach, drüben ist's noch laut, da ist wohl wieder großer Schmaus; hm, hm! wird ein Ende mit Schrecken nehmen, mit Schrecken! Der Thor, der! Das nächste Mal geht's nicht unter zehn Prozent, durchaus nicht, und dann immer noch höher hinauf, noch höher, Noth bricht Eisen!“ Er kichert vor sich hin, setzt sich wieder nieder und trommelt sinnend mit den Fingern auf den Tisch. Sein Auge irrt lauernd und unsfät umher, über sein tief gefurchtes, hartes Angesicht zieht der Ausdruck wechselnder Gedanken, aber es müssen traurige, traurige Gedanken sein, denn sie verschöner das Antlitz des Greises nicht, ja es ist jetzt widerwärtig anzuschauen. Er erhebt sich noch ein Mal, um mit eiliger Hand die Vorhänge herunter zu lassen, obwohl es ihn freuen müßte, in den lieblichen Herbstabend hinaus zu schauen. Aber er fürchtet selbst in dieser Höhe Lauscher und er liebt auch nicht den Herbst mit seinen ziehenden Wolken, seinem fallenden Laube, seinem ernststen Mahnen an Endlichkeit und Tod. Er liebt auch den Winter nicht, der so lange dunkle Nächte für die Diebe hat, der ihn nöthigt, sein Zimmer zu erwärmen und viel Licht zu kaufen. Er kennt nicht die Schönheiten der verschiedenen Jahreszeiten, er liebt überhaupt nicht die Natur. Was hat er von der Natur? Gibt sie ihm klingende Münze? Er liebt auch alle die Menschen nicht; sie sind treulos und schlecht.

Und so liebt er denn gar nichts, der Arme? O doch, doch; er liebt den Inhalt der Kisten und Kasten rings umher, er liebt die Papiere, die er da zählt und ordnet — sein Ein und Alles, sein Denken bei Tag und Nacht. Und wie er so dasthet emsig und gebeugt — ruhelos und angstvoll — zählend und wieder zählend, — so saß er schon manchen langen Abend ja manche Nacht, so wird er noch sitzen, bis er die letzte dunkle Reife antritt und all' den erwucherten Ballast zurücklassen, sich von seinem goldenen Göthen trennen muß.

O wie ist er so einsam, der arme Reiche! Zwei böse, schauerliche Gäste nur theilen stets mit ihm das Zimmer, ja zogen ihm bis in das Herz hinein: die Habsucht, der Geiz, und längst floh ängstlich das Glück seine Schwelle.

In den Straßen ist's jetzt fast ruhig; der Mond zieht voll und glänzend an dem wolkenlosen Firmament empor und gießt sein silbernes Licht über die Baumgruppen, Springbrunnen und Statuen, die den großen Platz, an dem das schöne Haus steht, schmücken. Er bestrahlt auch mit seinem hellen Schein das Dach des Hauses und ein kleines Fenster darin. Hier ganz oben wohnt eine Arbeitsfrau mit ihrem Söhnchen, die wegen ihrer Tüchtigkeit den Hausbewohnern fast unentbehrlich ist. Die Frau ist Witwe und arm, aber jung und kräftig, das Kind, ein blonder, schöner Krauskopf mit rothen Wangen und in Fröhlichkeit strahlenden Augen.

„So mein Söhnchen, nun öffnen wir noch das Fenster und schauen ein wenig hinaus. 'S gab viel heute zu schaffen, jetzt schmeckt die Ruhe süß.“ Sie schlingt den Arm um den Kleinen und beide ruhen nun da oben, eng aneinander ge-

schmiegt, im Wehen der milden Herbstluft, umglänzt von den Strahlen des sanften Gestirnes.

„Ach, Mutterle, es ist gar schön auf der Welt,“ sagt der Kleine und sieht freudig und bewundernd rings umher. „Und Keiner hat's so gut, wie wir! Gelt, Mutterle?“

Die Frau lacht fröhlich vor sich hin und drückt ihn zärtlich an sich. „Freilich wohl! Hab' ich nicht Dich, du Schelm, und zwei starke Arme? Gott sei's gedankt. Bete und arbeite! steht in der Bibel, und wir wollen's immer thun, Kind, da fehlt's uns nie. Wirst Du das Wort behalten?“

Der Knabe schaut lauschend zu ihrem Munde empor. „Bete und arbeite,“ wiederholt er ernsthaft, aber mit freudiger Miene. „Gelt, Mutterle, so ist's richtig? Ich will's nie vergessen.“ Die Frau faltet fromm die Hände und drückt die Lippen auf ihres Kindes lodig Haupt, und der weiche, silberne Mondschimmer läßt Mutter und Kind und verklärt ihre Angesichter zu wunderbarer Schönheit.

Und wieder jagten am nächsten Tage viele der Vorübergehenden, indem sie auf das schöne Haus blickten: „Die Glücklichen, die darin wohnen!“

Aber nach dem kleinen Fensterlein im Dache blickte wohl Niemand empor.

Kiesige Formen und hohes Alter der Pflanzen.

(Aus Dr. Müller's Buch der Pflanzenwelt.)

Jedes Land hat seine vegetabilischen Denkmale aus den verschiedensten Pflanzengruppen. Deutschland hat seine Linde bei Neustadt am Kocher in Württemberg. Sie ist gegenwärtig 660 Jahre alt, umschreibt mit ihrer Krone einen Umfang von 400 Fuß und wurde 1831 von 106 Säulen gestützt. Frankreich zeigt bei Saintes im Departement de la Charente inferieure die größte Eiche Europa's. Sie besitzt 60 Fuß Höhe, nahe am Boden einen Durchmesser von 27 Fuß 8 $\frac{1}{2}$ Zoll; in dem abgestorbenen Theile des Stammes ist ein Kämmerchen von 10 — 12 Fuß Weite und 9 Fuß Höhe vorgerichtet, in welchem eine Bank im Halbkreis aus dem frischen Holze ausgehauen ist und welches, während an seinen Wänden Flechten und Farrenkräuter wohnen, von einem Fenster erleuchtet wird. Man schätzt das Alter dieses Riesens auf 1800—2000 Jahre. Berühmt ist eine Kastanie des Meina, deren Stamm gegen 180 Fuß im Umfang hält. Sie besteht eigentlich aus mehreren Stämmen, welche an ihrem Grunde in einander gewachsen sind und ebenso sich ihre Kronen in einander verzweigen. Als vereinzelter Baumriese kommt ihm die mächtige Kastanie von Neuve Celle am Genfer See gleich. Auch Kuschbäume erreichen eine außerordentliche Größe, besonders im Gebiete des Schwarzen- und Mittelmeeres. Im Baidarthale bei Balaklava in der Krim befindet sich ein Exemplar, dessen Alter man auf Jahrtausende schätzt und daß man somit in eine Zeit zurückverlegt, wo griechische Kolonisten mit seinen Rüssen Handel nach Rom trieben, wo Iphigeniens Tempel in Tauris stand. Er trägt jährlich zwischen 70—80.000, mitunter sogar 100.000 Nüsse und gehört fünf tatarischen Familien an, welche sich friedlich in seinen

Ertrag theilen. Bei dem tatarischen Dorfe Parthenit gewährt ein einziger Baum, welcher in seinen Stamme 20 Fuß im Umfange hält, eine jährliche Rente von 150 Thalern. Im Gebiete des Mittelmeeres kennt man auch viele riesige Platanen. So bei Smyrna und im Thale von Buzubdere in der Nähe von Konstantinopel. Hier befindet sich ein hohler Baum von 90 Fuß Höhe und 150 Fuß im Umfange mit einer Höhlung, deren Weite 80 Fuß beträgt, und von einem Umkreise, welcher einen Raum von 500 Quadratfuß einnimmt. Man hat sein Alter, vielleicht übertrieben, auf 4000 Jahre geschätzt. Ebenso erreichen Acacien, Buchen, Alhorne, Ulmen u. s. w. oft eine riesige Ausdehnung. Besonders zeichnen sich Nadelhölzer aus. So gibt es z. B. Eibenbäume in England, denen man ein Alter von 1220 — 2880 Jahren und einen Stammumfang vom 13 — 58 $\frac{3}{4}$ Fuß beilegt; denn weiß man, wie viel Linien jährlich ein Samen wächst, so kann man hiernach leicht annähernd sein Alter schätzen. Weniger riesig und alt findet man Lärchen und Cypressen. Die Cedern des Libanon galten im Alterthume als der schönste Ausdruck riesigen Wachstums. Eines der ehrwürdigsten Denkmale organischer Zeugungskraft in der Malvenfamilie ist der Affenbrodbaum „*Adansonia digitata*“ oder der Boabab des Dorfes Grand Galarques in Senegambien. Man schreibt ihm ein Alter von 5150—6000 Jahren zu und hält ihn darum für das älteste pflanzliche Denkmal der Erde. Ganz im Gegensatz zu den Wollbäumen ist sein Stamm niedrig, er besitzt eine Höhe von 10—12 Fuß, dagegen einen Durchmesser von 34 Fuß. Dieser kolossale Umfang ist aber auch wesentlich nöthig; denn von jener Höhe ab entfaltet sich eine so riesige Laubkrone, daß sie nur von einer ebenso riesigen Unterlage getragen werden kann. Der Mittelast steigt bis zu einer Höhe von 60 Fuß senkrecht empor, die Seitenäste strecken sich bis zu einer Länge von 50 — 60 Fuß wagrecht nach allen Richtungen aus und bilden somit eine Krone, deren Durchmesser über 160 Fuß beträgt und eher einem ganzen Walde, als einem einzelnen Baume gleicht. Die Neger haben den durch sein hohes Alter ausgehöhlten Stamm an dem Eingange zu seiner Höhlung mit Schnitzereien versehen, und halten im Innern des Stammes, den sie zu ihrem Rathhause erhoben, ihre Gemeindeversammlungen ab. Nicht minder kolossale Formen werden, z. B. in der Feigen-Familie, auf andere Weise, durch Luftwurzeln erzeugt. In diesem Falle laufen von den wagrecht sich ausbreitenden Ästen der Laubkrone stammartig aussehende dünnere oder dickere Wurzeln bis zur Erde herab, um den sich verlängernden Ast zu stützen und zu ernähren. Es sind zwei Exemplare von Feigenbäumen bekannt, welche diese Erscheinung im höchsten Maßstabe zeigen. Der eine, „*Ficus benjamina*“, bildet auf der Insel Semao im indischen Archipel einen ganzen Wald durch einen einzigen Stamm. Am berühmtesten ist der Banyanen-Feigenbaum am Verbuddah in Indien, denn, wie die Sage lautet, bereits Alexander der Große auf seinen Herbeszügen sah. Dieser riesige Baum mit seinen 350 größeren und über 3000 kleineren Wurzeln, könnte im vollen Sinne des Wortes einen Wald im Walde bilden. (Schluß folgt.)

Ein Sohn Kaisers Karl V. in Krain.

Die Agramer fürsterzbischöfliche Bibliothek bewahrt unter den Handschriften auch einen Folioband, der nur Carniolica enthält und aus Balvasor's Besitze stammt. Außer vielem andern sehr Interessanten finden wir in diesem Coder auch die verloren geglaubten Annalen des Laibacher Bischofs's Thomas Chron.

Diese Jahrbücher sind jedoch so eingerichtet, daß darin jedes Jahr durch das Protocoll der in demselben ordinirten jungen Geistlichen eingeleitet wird, worauf dann die einzelne Vorkommnisse folgen.

Ein solches Protocollum Ordinatorum und zwar des vom Jahre 1577 führt unter den Acolythen einen gewissen Anton Edelmann auf, der der Augsburger Diocese angehörte und wie die beigelegte Note sagt: ein natürlicher Sohn Kaiser Karl V. war (hic Caroli v. Imperatoris naturalis filius.)
P. v. Radics.

Berichtigung.

Im Aufsätze „zur Geschichte von Neustadt oder Rudolfswerth“ (Nr. 44 der „Bl. a. Kr.“) ist zu bemerken, daß im Orte Gratez, an der Stelle des heutigen Neustadt, bereits im Jahre 1081, nicht 1801, ein Thurm, zum Gut Weinhof gehörig, gestanden sein soll. Auch läßt es sich bemerken, daß zur Zeit der französischen Occupation in offiziellen Schriften nicht der verkleinernde Name Neustadt, sondern die reine Uebersetzung Novomesto, nämlich Neustadt, z. B. le district de Neustadt, le canton de Neustadt, im Gebrauche gewesen sei. Mag die mehrgenannte Stadt auch klein sein, so möge man dieselbe doch nicht noch mehr verringern.

Hisinger.

Literatur.

Gedichte von J. E. Hilscher. Redigirt von L. A. Frankl. Leitmeritz 1863.

Wir brachten im vorigen Jahre den Anruf eines Comité's in Leitmeritz zur Subscription auf eine neue Ausgabe der Gedichte des ehemaligen Soldaten Hilscher, der den größten Theil seiner Jugend hier in Laibach verlebte, in welcher Zeit auch seine poetische Thätigkeit begann. Vom Erträgniß der Gedichte sollte dem Andenken des hochbegabten, zu früh verstorbenen Jünglings ein Denkmal in seiner Vaterstadt Leitmeritz errichtet werden. Das Denkmal, eine Broncebüste, ist errichtet worden und eine Abbildung dem Bande Gedichte beigegeben, der uns in hübscher Ausstattung vorliegt. Ueber das Leben Hilscher's haben wir bereits zu Anfang vorigen Jahres (Laib. Btg. 1862, Nr. 3) eine Skizze gebracht; eine ausführliche Biographie ist den Gedichten beigegeben. Ueber den Werth der Leisteren haben wir auch in der angeführten Nr. 3 der „Laib. Btg.“ das Urtheil Frankl's u. A. reproduzirt; wir beschränken uns heute auf den Ausdruck eines der Originalgedichte und dessen, was Anastasius Grün über Hilscher sagt; er bemerkt nämlich in einem Briefe an Frankl: „Einer gewissen Größe entbehrt Hilscher nicht, als Träger einer höhern, aus dem Alltagswust und dem Kaserenzwang sich emporringenden Culturidee. Diese Größe ist aber mehr rein menschlicher als literarischer Natur. Er ist nicht groß als das, was er ward, sondern dadurch, wie er's geworden; hochragend in seinem engen Corporskleide, verliert er an Höhe, sobald man ihn der Uniform, die ihm zugleich ein Messuschend war, entkleidet. Die Reinheit und Glätte der Form hat als Ausdruck der feineren Bildung, nach welcher er unablässig rang, als Ergebnis eines Prozesses merkwürdlicher Arbeit und Ausdauer etwas Ruhrendes und Erhebendes, etwas in der That Großartiges.“ Ein schönes, geschriebenes Denkmal, das hiermit der Dichter dem Dichter setzte.